



Agata schläft. Sie weiss noch nicht, dass ihre Welt nicht mehr ist, wie sie war.

### Leben in Trümmern

# Aufwachen

Krieg in der Ukraine. Unser Fotograf wird durch Bombenlärm geweckt. Neben sich seine noch schlafende Frau. Vor ihm Ungewissheit.

Von Lesha Berezovskiy (Text und Bilder) und [Annette Keller](#) (Bildredaktion und Übersetzung), 26.02.2022

Der Lärm von Explosionen weckt mich um 5.30 Uhr. Auf dem Handy sehe ich eine Nachricht von einem Freund: «Geht es dir gut? Ich nehme an, du bist bald wach, rufe dich noch nicht gleich an.» Ich gehe in die Küche und

lese die News, ein beklemmendes Gefühl erfasst mich, ein Stein legt sich auf meine Brust.

Es ist so weit. Ich schaue aus dem Fenster und sehe, wie Menschen Gebäude verlassen, in ihre Autos steigen. Noch mal ein Blick auf die News – überall in der Ukraine explodieren Bomben. Im Norden, im Süden, im Osten. Ich weiss, dass einige Leute wahrscheinlich versuchen, nach Lwiw zu fahren. Aber ob es dort sicherer ist? Vielleicht.

Ich kehre ins Schlafzimmer zurück und sehe, dass meine Frau Agata immer noch friedlich schläft. Sie hat nichts gehört, sie hatte schon immer einen tiefen Schlaf. Ich gönne ihr diesen noch für eine weitere Stunde.

Danach wecke ich sie auf, und wir packen unsere Rucksäcke mit dem Notwendigsten. Wir sind gefasst. Während wir frühstücken, starren wir unentwegt auf unsere Handys, folgen den News.



Kiew wird bombardiert: Rauch steigt auf.



Die Rucksäcke sind gepackt.



Die leere Strasse in Lesha Berezovskiy Quartier.

Später klebe ich die Fenster zu und nehme die gerahmten Bilder von der Wand, die Spiegel. Wir gehen nach draussen, um zu sehen, wo sich der

nächste Luftschutzbunker befindet. Gegen 23 Uhr gehen wir dann auf der Suche nach einem sicheren Ort in eine Metrostation.

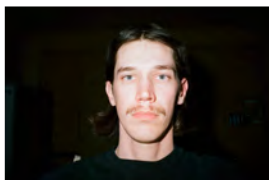
In der Metrostation sind nicht viele Leute, es ist ruhig. Sie liegt in einem wenig bewohnten Gebiet, wahrscheinlich deshalb. Trotzdem gelingt es uns nicht, Schlaf zu finden. Um 3 Uhr kommt eine Meldung über weitere Bombeneinschläge, das macht es noch schwieriger. Etwas später taucht eine Frau mit einem Hund auf. Er hat eine beruhigende Wirkung auf uns alle.



Die Menschen übernachten in der Metrostation. Die Anwesenheit eines Hundes sorgt für etwas Entspannung.

Irgendwie kommen wir durch die Nacht. Am Morgen entscheiden wir, nach Hause zu gehen und etwas zu essen. Gerade als ich für unser Frühstück die Pfanne auf den Herd stelle, geht der Alarm wieder los. In den News ist davon die Rede, dass bereits Sabotagegruppen in Kiew unterwegs sind. In verschiedenen Gebieten der Stadt wird geschossen. Es ist schwierig oder gar unmöglich, richtige Entscheidungen zu treffen – für uns und unsere Lieben, für die wir uns verantwortlich fühlen. Der Druck ist riesig.

Für den Moment bleiben wir in unserer Wohnung.

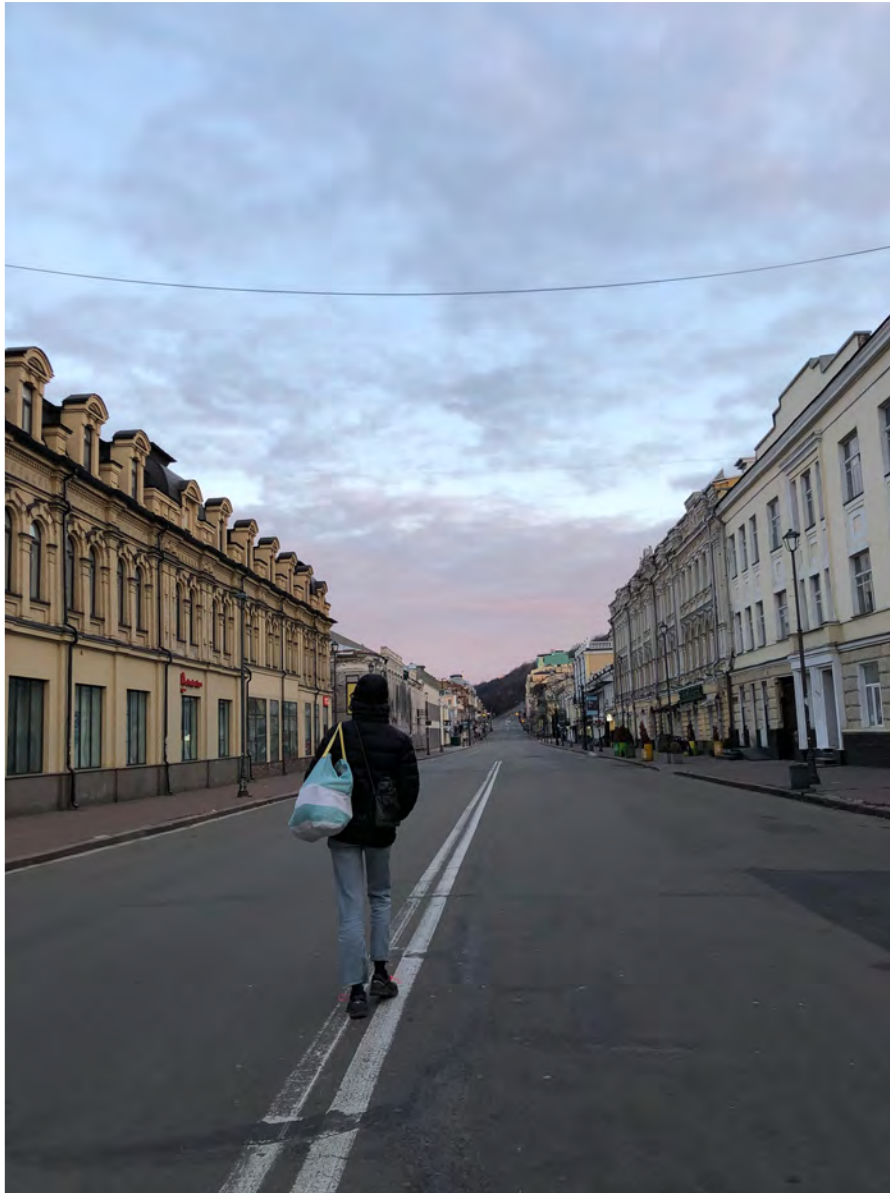


---

### Zum Fotografen

Lesha Berezovskiy arbeitet als freier Fotograf in Kiew. Er ist 1991 im ostukrainischen Bezirk Luhansk geboren. Als dort 2014 der Krieg ausbricht, zieht er in die Hauptstadt, wo er heute mit seiner Frau Agata lebt.





Die Strassen in Kiew sind leer, die Menschen suchen Schutz.

Leben in Trümmern

# Bleiben

Alles in Kiew ist schwierig geworden, auch das Besorgen von Medikamenten. Doch unser Fotograf will nicht weg. Ein Telefonat mit Verwandten in Russland trifft seine Frau Agata schwer.

Von Lesha Berezovskiy (Text und Bilder) und Annette Keller (Bildredaktion und Übersetzung),  
02.03.2022

Als Erstes kann ich berichten, dass es meiner Frau Agata und mir so weit gut geht. Das heisst aber nicht, dass wir in Sicherheit sind. Dieses Wort ist

für mich neuerdings relativ, und das Gefühl dazu gibt es nicht mehr. Wir sind jetzt wieder in unserer Wohnung, nachdem wir drei Tage an einem geschützten Ort verbracht haben. Mehr möchte ich zu diesem nicht sagen, um niemanden zu gefährden.

Am Freitag verlassen wir kurz vor der Ausgangssperre die Wohnung, um uns zu diesem geschützten Ort zu begeben. Als wir unterwegs sind, stellt Agata fest, dass sie eine Tasche mit Dokumenten in der Wohnung vergessen hat. Zudem benötigt sie Medikamente. Darum ziehe ich am Samstag los, um die Tasche zu holen und eine Apotheke zu suchen. Auf dem Weg zur Wohnung hat es zum Glück eine, die geöffnet ist. Allerdings hat sich davor eine sehr lange Schlange gebildet. Darin entdeckte ich Freunde, sie stehen da schon seit drei Stunden. Ich stelle mich ebenfalls an.



Abgeklebte Fenster in der Wohnung.



Von der Familie gibt es für Agata keine Unterstützung.





Blau-gelb.



Anstehen vor der Apotheke.

Nach eineinhalb Stunden Anstehen ruft mich eine aufgelöste Agata an. Ein Telefongespräch mit ihren Freunden und ihrer Familie in Russland hat ihr vollends den Boden unter den Füßen weggezogen. Anstatt unterstützende Worte für sie zu finden, wurde Agata wiederholt vorgeworfen, keine Ahnung von Politik zu haben. Und dass doch Putin gerade dabei sei, Russland zu retten. Sie sind dermassen überzeugt davon, dass sie es

nicht mal schaffen, Agatas «Ich liebe dich» zu erwidern. Das ist russische Gehirnwäsche.

Bis wir nach 39-stündiger Ausgangssperre am Montag wieder nach Hause zurückkehren, beschäftigen wir uns vor allem damit, online Unterstützung zu organisieren. Wir vernetzen Freunde im Ausland, die helfen möchten, ich gebe einige meiner Bilder für Charity-Auktionen frei. Zu Hause angekommen fühlen wir uns ein wenig schuldig, dass wir uns drei Tage lang an einem geschützten Ort isolieren konnten. Wir haben nicht vor, Kiew zu verlassen, und werden versuchen, uns hier so nützlich wie möglich zu machen.



Etwas Farbe in dunklen Zeiten.



---

### Zum Fotografen

Lesha Berezovskiy arbeitet als freier Fotograf in Kiew. Er ist 1991 im ostukrainischen Bezirk Luhansk geboren. Als dort 2014 der Krieg ausbricht, zieht er in die Hauptstadt, wo er heute mit seiner Frau Agata lebt.





Essensportionen für jene, die ihre Energie und Zeit für anderes brauchen – für Pflegerinnen, Feuerwehrleute, Polizisten.

## Leben in Trümmern

# Helfen

Lesha hat in Kiew eine Aufgabe gefunden, um den Kopf etwas freizubekommen. Geschlafen wird derzeit zu Hause – dort hat sich unser Fotograf mit seiner Frau Agata nach der «2-Wände-Regel» eingerichtet.

Von Lesha Berezovskiy (Text und Bilder) und Annette Keller (Bildredaktion und Übersetzung),  
05.03.2022

Agata und mir geht es gut. Wobei, auch diese Aussage wird zunehmend relativiert. Wenn man die Menschen fragt, wie es ihnen geht, antworten sie mit «wir leben».

Wir sind froh, wieder zu Hause zu sein. Dieses Zuhause reduziert sich im Moment auf ein paar wenige Quadratmeter im Eingangsbereich unserer Wohnung. Hier halten wir uns meistens auf, wenn wir daheim sind, hier schlafen wir auch. Damit befolgen wir die «2-Wände-Regel»: Wird die erste, die Aussenwand, getroffen oder stürzt sie ein, hält die zweite, hinter der wir uns befinden, die herumfliegenden Fragmente auf.

Ich hoffe, wir werden nie erfahren, ob das wirklich so ist.

Einen Tag bevor der Krieg angefangen hat, haben wir noch neue Bettwäsche gekauft. Die ist nun viel zu gross für unsere kleinen Schlafplätze. Wir werden sie nutzen, wenn das alles vorbei ist. Wenn zwischendurch mal kein Alarmzustand herrscht, erlauben wir uns, kurz auf unser grosses, bequemes Bett zu liegen. Sobald es draussen dunkel wird, machen wir in den Räumen mit Fenstern kein Licht mehr an.



Der Teamspirit ist gut, die Arbeit in der Küche tut gut.



Endlich anpacken können, die Sirenen ignorieren.



Ein kleiner Vitaminnachschub.





Gespendete Zutaten werden zu Sandwiches verarbeitet.

Nachdem wir tagelang online Hilfe organisiert haben, fühlen sich unsere Köpfe leer an. Wir möchten konkret etwas tun, sind rastlos. Ich höre mich um und erfahre von einem Freund, dass Cafés und Restaurants angefangen haben, für diejenigen zu kochen, die ihre Energie und Zeit für anderes brauchen: Verteidigungskräfte, Angestellte in Krankenhäusern oder Altersheimen, die Polizei. Als Lieferdienst kommen wir nicht infrage, unser Auto ist dummerweise in der Werkstatt. Mein Freund hat uns deshalb mit einem Koch vernetzt, der in der Nähe von uns ein Café betreibt – in seiner Küche können wir uns nützlich machen. Es fühlt sich gut an, endlich mal was mit den Händen zu tun, wir finden dadurch etwas Ruhe.

Wir arbeiten in einem Team von 15 bis 20 Leuten und bereiten täglich etwa 1000 Mahlzeiten zu. Der Teamspirit ist cool – jemand bringt Zutaten, jemand anderes Verpackungsmaterial, wir kochen. Die Zutaten werden von verschiedenen Lieferanten gespendet, andere kommen von Restaurants, die noch etwas übrig haben. Dann wird von 10 bis 14 Uhr gekocht, von 14 bis 16 Uhr verpackt, danach alles abgeholt und an die verschiedenen Stellen gebracht. Es ist schön, diese Möglichkeit zu haben. Das hilft uns, den Kopf freizubekommen, auch mal ein paar News zu verpassen und das Sirenengeheul zu ignorieren.

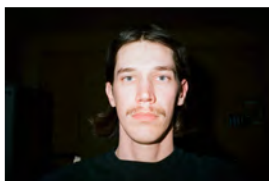




Die Sandwiches sind bereit für die Auslieferung.

Insgesamt ist es sehr bewegend zu sehen, was alles geleistet wird. Andere Freunde von mir haben zum Beispiel mehrere Freiwilligengruppen aufgestellt. Bei ihnen laufen Anfragen zusammen von Menschen, die nicht aus ihren Wohnungen können oder in Schutzkellern festsitzen. Diese Anfragen werden gebündelt und gelangen an Freiwillige, die in Supermärkten und Apotheken die benötigten Sachen besorgen und zu den Menschen bringen. Die einen beliefern mit ihren Autos die linke Seite von Kiew, andere die rechte Seite, und die Dritten sind zu Fuss in ihrer Nachbarschaft unterwegs.

Das Geld, das meine Bekannten aus dem Ausland schicken, verteile ich an die verschiedenen Projekte; wo es gerade gebraucht wird. Hilfe kommt von überall auf der Welt. Das hat einen sehr beruhigenden Effekt, es entlastet uns auch. Wenn das alles vorbei ist, werde ich eine Weltreise unternehmen und alle meine Freunde und Freundinnen einzeln umarmen.



---

### Zum Fotografen

Lesha Berezovskiy arbeitet als freier Fotograf in Kiew. Er ist 1991 im ostukrainischen Bezirk Luhansk geboren. Als dort 2014 der Krieg ausbricht, zieht er in die Hauptstadt, wo er heute mit seiner Frau Agata lebt.



Natasha verbringt ihren freien Tag mit Lesha und Agata.

## Leben in Trümmern

# Natasha

Fotograf Lesha und seine Frau kriegen Besuch: Natasha schaut vorbei. Sie arbeitet als Kurierin und verteilt Waren an Menschen in Kiew. Angst ist ihr ständiger Begleiter – ihren Humor hat sie trotzdem nicht verloren.

Von Lesha Berezovskiy (Text und Bilder) und [Annette Keller](#) (Bildredaktion und Übersetzung),  
10.03.2022

Meiner Frau Agata und mir geht es okay. Unsere Gefühlslage schwankt zwischen «bald ist es vorbei, und alles wird gut» und «könnte sein, dass wir heute sterben». Die letzten paar Tage waren daher schwierig. Wir schlafen möglichst lange, um den Moment hinauszuzögern, an dem uns die Realität wieder einholt. Wir wollen im Frieden aufwachen, nicht im Krieg.

Der letzte Sonntag aber war ein guter Tag, wir verbrachten ihn mit unserer Freundin Natasha. Es war schön, sie zu sehen und zu umarmen. Sie ist als Kurierin im Einsatz und bringt mit ihrem Auto Essen und andere lebensnotwendige Dinge zu jenen Menschen, die sie nicht selber besorgen können. Nach einer intensiven Woche hat sie einen freien Tag und kommt zu uns. In unserem Tiefkühlfach liegt noch ein Teig für Schokoladenkekse, den Agata vor dem Krieg zubereitet hatte. Natashas Besuch ist ein guter Grund, daraus Kekse zu backen.

Natasha ist 30 Jahre alt und kommt ursprünglich aus der Stadt Netischyn. Normalerweise arbeitet sie als Artdirector in einer Kreativagentur in Kiew. Als der Krieg ausbricht, ist sie allein zu Hause, die News prasseln auf sie ein. Sie kann sie nicht aus den Augen lassen, und was sie sieht, macht ihr Angst. Sie überlegt, ob sie Kiew verlassen soll. Dann sieht sie, wie sich Bekannte und Freundinnen organisieren, um zu helfen. Diese Energie gibt ihr das Gefühl, dass es schon irgendwie gut kommen wird. Sie sagt sich: «Wer soll das tun, wenn nicht wir?», und meldet sich als Fahrerin.





Agata wirft einen Blick auf die Schokoladenkekse im Ofen ...



... den Teig dafür hat sie noch vor dem Krieg zubereitet.

Als der Fernsehturm von Kiew bombardiert wird, ist sie gerade mit einer Essenslieferung auf dem Weg zu den Verteidigungskräften und nur etwa einen Kilometer vom Einschlag entfernt. Die nahe Explosion lässt sie vor Schreck erstarren, und eine innere, verängstigte Stimme meldet sich. Sie fragt: «Was mache ich eigentlich hier? Ich habe als Frau hier doch nichts verloren, sollte irgendwann Kinder bekommen und nicht im Krieg rumfahren.» So geht es ihr jeden Tag – einmal fühlt sie sich zuversichtlich und mutig, und dann wieder ist sie das kleine, verschreckte Mädchen, das hier nichts zu suchen hat. Trotzdem macht sie weiter.

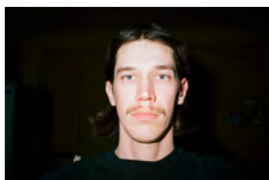
Die Menschen, denen Natasha Essen und andere Waren bringt, reagieren unterschiedlich auf ihr Auftauchen. Die einen freuen sich, und manche weinen auch. Andere aber wollen die Sachen zuerst nicht annehmen. Vielleicht aus Stolz oder weil sie denken, dass sie dafür bezahlen müssten. Ihnen sagt Natasha dann, dass es nichts kostet, dass die Zeit drängt und dass sie die Sachen nehmen sollen, weil sie sie sonst gleich jemand anderem bringen werde. Das funktioniert dann meistens.

Natasha trifft keine besonderen Sicherheitsvorkehrungen, man kann auch nicht viel tun. Natürlich achtet sie auf die Sirenen, fährt schneller, wenn sie heulen. An einem Checkpoint – von denen es nun viele gibt – wird Natasha gefragt, ob sie etwas dabei habe, um sich zu verteidigen, wenigstens etwas Spitzes. «Nur meinen Sinn für Humor», ist ihre Antwort.

*Die Dinge ändern sich schnell in Kiew: «Natasha hat Kiew inzwischen verlassen», hat Lesha der Republik gestern mitgeteilt.*



Jeden Tag schwankt sie zwischen Zuversicht und Hoffnungslosigkeit.



---

### Zum Fotografen

Lesha Berezovskiy arbeitet als freier Fotograf in Kiew. Er ist 1991 im ostukrainischen Bezirk Luhansk geboren. Als dort 2014 der Krieg ausbricht, zieht er in die Hauptstadt, wo er heute mit seiner Frau Agata lebt.





Abend in Kiew. Mit der Dunkelheit kommt die Leere.

## Leben in Trümmern

# Abend

Es ist Krieg, trotzdem versucht Fotograf Lesha, ein Stück Normalität beizubehalten. Sei es ein Kaffee bei einem Spaziergang. Sei es der Besuch, der am Internationalen Frauentag Pralinés mitbringt.

Von Lesha Berezovskiy (Text und Bilder) und [Annette Keller](#) (Bildredaktion und Übersetzung),  
16.03.2022

Kürzlich hatte ich einen seltsamen Traum. Von Putin. Ich sitze neben ihm und frage ihn, warum er uns das alles antut. Als er antwortet, wird mir klar, dass seine eigene Propaganda für ihn zur Wahrheit geworden ist, wie auch für etwa 90 Prozent der Russen und Russinnen. Er kann und will nicht akzeptieren, dass er im Unrecht ist. Auf diesen Traum folgte ein weiterer, in dem Kiew besetzt wird, russische Plünderer durch die Stadt ziehen und auch in unsere Wohnung einzudringen versuchen. Ich erwache, als sie mich erstechen wollen.

In unserem Gebäude wohnen zwei ältere Damen, die eine ist 91, die andere um die 70. Wir bringen ihnen ab und zu Medikamente oder Essen. Am 8. März schauen sie bei uns vorbei – genauer bei Agata –, um mit ihr den Internationalen Frauentag zu feiern. Sie bringen Pralinés mit: Sie heissen «Abend in Kiew», ein Klassiker. Wir sind sehr berührt und beschliessen, die Pralinés aufzuheben und erst zu essen, wenn der Krieg vorbei ist.



Feiern mit den Nachbarinnen am Internationalen Frauentag.



Pralinés «Abend in Kiew»: Ein Klassiker.



Auch unser Freund Roma besucht uns. Er ist vor ein paar Tagen nach Kiew zurückgekehrt. Eigentlich sollte er bis zum Sommer in den USA arbeiten, erst gerade haben wir ihn verabschiedet. Als er sich aber nach seiner Ankunft in den USA hinlegen will, schaut er nochmals auf sein Handy. Und sieht, dass Russland die Ukraine angegriffen hat. Am nächsten Tag bucht er einen Flug nach Warschau. Dort organisiert er zusammen mit einigen Mitarbeitenden eines Hilfswerks den Transport nach Kiew und fährt mit ihnen hierher.

Nach einem gemeinsamen Mittagessen bei uns gehen wir spazieren. Wir sprechen lange über Kiew, wie wir uns der Stadt verbunden fühlen und warum wir so gerne hier leben. Während wir durch unser Quartier schlendern, fällt uns auf, dass die Ampeln wieder funktionieren. Die letzten zwei Wochen waren sie ausgefallen, was viele Unfälle zur Folge hatte. Auch freuen wir uns darüber, dass einige kleine Geschäfte wieder offen haben, wenn auch nur für ein paar Stunden am Tag. Wir bekommen sogar einen Kaffee in einem unserer Lieblingscafés. Es ist natürlich nicht viel los, aber irgendwie gibt uns das alles Hoffnung.



In der Stadt ist wenig los ...



... aber die Ampeln funktionieren wieder.





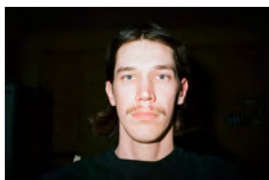
Am Abend wirkt Kiew wie eine Geisterstadt.

Gegen 18 Uhr kehre ich in unsere Wohnung zurück, die Strassen sind leer und verlassen. Tagsüber trifft man durchaus Menschen an, vor allem in der Nähe von Apotheken oder Lebensmittelläden. Aber die schliessen spätestens um 17 Uhr, und dann gehen alle rasch nach Hause, um vor der Ausgangssperre daheim zu sein. Es hat etwas Surreales, in dieser ansonsten so belebten Gegend ganz allein zu sein. Es fühlt sich an wie in einer Geisterstadt.

Die wenigen Menschen, die unterwegs sind, fallen umso mehr auf. Vor einigen Tagen zum Beispiel kam uns eine weinende Frau entgegen. Sie will uns Schneeglöckchen geben, die sie in den Händen hält. Dann bittet sie uns, die ukrainische Nationalhymne auswendig zu lernen und möglichst oft zu singen, wie ein Gebet. Sie erzählt uns auch, dass sie dem Inhalt dieser Hymne bis jetzt nicht viel Beachtung geschenkt hat, und macht uns auf die letzte Zeile aufmerksam, die ihr besonders bedeutsam erscheint: «Unsere Feinde werden vergehen wie der Tau im Sonnenlicht.»



Gepflückte Schneeglöckchen.



### Zum Fotografen

Lesha Berezovskiy arbeitet als freier Fotograf in Kiew. Er ist 1991 im ostukrainischen Bezirk Luhansk geboren. Als dort 2014 der Krieg ausbricht, zieht er in die Hauptstadt, wo er heute mit seiner Frau Agata lebt.





Nicht viel los: Ein Spielplatz in Kiew.

## Leben in Trümmern

# Draussen

Sich immer nur im Haus verschanzen, das möchten Lesha und Agata nicht. Auf ihrem Streifzug müssen sie beweisen, dass sie keine russischen Saboteure sind. Und unser Fotograf macht ein Bild, das er vor Kriegsausbruch furchtbar kitschig gefunden hätte.

Von Lesha Berezovskiy (Text und Bilder) und [Annette Keller](#) (Bildredaktion und Übersetzung), 19.03.2022

Vor ein paar Minuten hat das Sirenengeheul aufgehört. Ich liege noch im Bett und lausche den Explosionen, die in der Ferne weiter andauern. Ich vermute, sie sind etwa 10 bis 15 Kilometer weit weg. Dann höre ich auch den Fernseher in einer Wohnung über oder unter uns. Das Geräusch tröstet mich. Eine Geisterstadt, die doch nicht nur aus Geistern besteht.

In den letzten Tagen gingen wir ab und zu nach draussen. Wir sind nicht die Einzigen, die Strassen beleben sich allmählich. Menschen gehen mit ihren Hunden spazieren, Kinder spielen und springen um ihre Eltern herum. Ich



spreche eine kleine Gruppe Männer an, die gemeinsam Wein trinken und den Eindruck erwecken, als hätten sie etwas zu feiern. Auf meine Frage, ob sie bereits auf unseren Sieg anstossen, meinen sie: «Das natürlich auch, aber wir haben andere Gründe.» Ich frage nicht nach, aber sie sehen aus wie drei alte Freunde, die glücklich sind, Zeit miteinander zu verbringen.

Wenig später kommt uns ein Hund entgegen, er ist ganz allein und trottet langsam vor sich hin. Wir wissen, dass Hunde manchmal zurückgelassen werden oder verloren gehen, weil die Explosionen sie erschrecken und sie davonrennen. Meine Frau Agata geht auf den Hund zu, um ihn zu kraulen, und findet an seinem Halsband eine Telefonnummer. Wir erreichen den Besitzer und warten zusammen mit dem Hund auf ihn. Wir erfahren, dass der Hund schon sehr alt ist und nicht mehr gut hört – und darum nicht reagiert hat, als er von seinem Besitzer gerufen wurde.



Agata mit dem entlaufenen Hund.



Klares Signal.



Agata im Lieblingsrestaurant.



Viele Freunde treffen – derzeit ein seltenes Glück.

Wir gönnen uns ausnahmsweise auch ein bisschen Wein. Man kann zurzeit keinen Alkohol kaufen, und es scheint auch etwas unpassend, ihn zu trinken, aber wir haben einen Grund: Freunde kommen zu Besuch. Sie leben in unterschiedlichen Quartieren von Kiew, und die meisten engagieren sich für diverse Freiwilligenprojekte. Es ist schön, sie alle bei uns zu haben. Seit dem Beginn des Krieges konnten wir nicht mehr so viele Freunde auf einmal sehen. Es fühlt sich aber auch etwas surreal an; wie eine *after-party* nach einer durchfeierten Nacht. Anstatt über die DJ-Performance, den Club, angesagte Ausstellungen oder geplante Projekte zu sprechen, erzählen wir uns von den Erlebnissen in unserem neuen Alltag, von Freiwilligeneinsätzen

und wie wir mit der dauernden Bedrohung umgehen. Ein sehr spezieller Abend.

Auf Instagram fällt uns ein Post eines unserer Lieblingsrestaurants auf – es hat offen! Wie andere Restaurants auch kochen sie für die Armee und die Verteidigungskräfte, aber nun bewirten sie auch wieder Gäste. Wir beschliessen hinzugehen, um sie zu unterstützen und natürlich auch, um uns wieder etwas aus unserem früheren Leben zu gönnen. Wegen des Mangels an frischem Gemüse können sie nicht ihre üblichen Menüs anbieten, aber das macht nichts. Es ist trotzdem sehr lecker. Für einen kurzen, grossartigen Moment vergessen wir, was eigentlich los ist.



Sonnenuntergang über dem Dnipro.

Auf dem Weg zum Restaurant werden wir das erste Mal angehalten und kontrolliert. Weil ich aus Donezk komme und Agata Russin ist, sind wir sehr verdächtig – wir könnten wie Saboteure wirken. Wir bleiben ruhig und gefasst, während unsere Papiere geprüft werden. Zum Glück befinden wir uns in einer Umgebung, in der wir uns auch sonst oft aufhalten. Mein Studio ist um die Ecke, unsere Wohnung nicht weit weg. Wir zeigen alle unsere Dokumente, unsere Telefone. Die Kontrolleure schauen sich noch ein paar Chats an, dann sind sie zufrieden. Agata erzählt ihnen von ihrer Familie in Russland, die immer noch nicht glauben oder verstehen will, was wirklich los ist. Sie lassen uns weiterziehen.

Als wir später nach Hause kommen, geht die Sonne gerade über dem Fluss Dnipro unter. Normalerweise würde ich das total kitschig finden und sicher nicht fotografieren. Jetzt aber fühle ich mich etwas sentimental, mache ein Foto und poste es gleich auf Instagram. Es kommen viele emotionale Reaktionen, vor allem von Menschen, die Kiew verlassen haben und ihre Heimat vermissen. Ich bin sicher, sie kommen bald zurück.





---

### Zum Fotografen

Lesha Berezovskiy arbeitet als freier Fotograf in Kiew. Er ist 1991 im ostukrainischen Bezirk Luhansk geboren. Als dort 2014 der Krieg ausbricht, zieht er in die Hauptstadt, wo er heute mit seiner Frau Agata lebt.



Agata geniesst die Sonne.

## Leben in Trümmern

# Frühling

Die Sonne treibt in Kiew die Menschen auf die Strasse, auch Fotograf Lesha ist unterwegs. Ausserdem rufen die Grosseltern aus Luhansk an. Es geht ihnen gut. Aber ob Lesha sie jemals wiedersehen wird?

Von Lesha Berezovskiy (Text und Bilder) und Annette Keller (Bildredaktion und Übersetzung),  
24.03.2022

Uns geht es so weit gut. In den letzten Tagen war die Stimmung eigentlich recht optimistisch. Vermutlich haben wir uns nach drei Wochen auch einfach der neuen Realität angepasst. Wir nehmen die Sirenen und die Explosionen immer noch wahr – aber wir erschrecken nicht mehr jedes Mal, wenn wir sie hören. Heute zum Beispiel waren wir den ganzen Tag unterwegs, im Hintergrund stets Artilleriefeuer.



Die Pflanzen spüren den Frühling.



Schattenspiele.

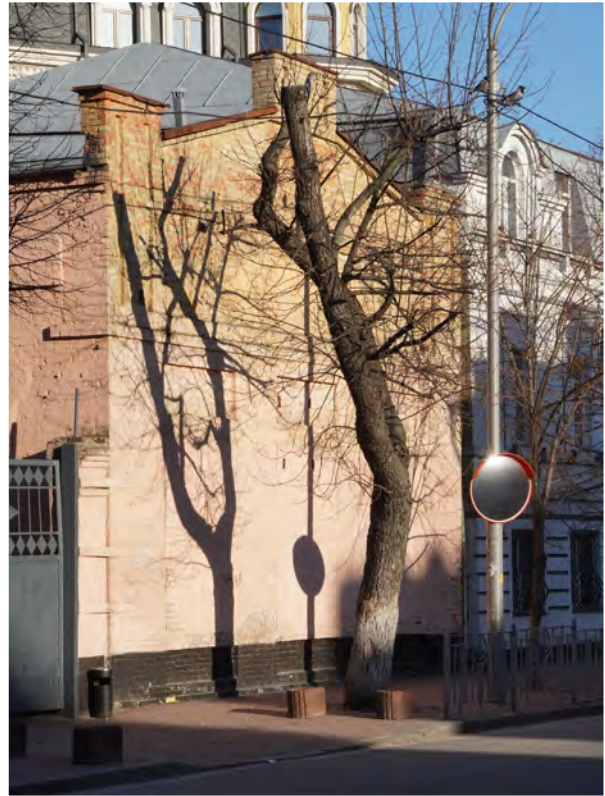
Wir bewegen uns vor allem in unserem Quartier, haben wieder ein paar ältere Nachbarinnen besucht und ihnen ihre Medikamente gebracht. Das Wetter ist gerade sehr schön. An meinen Pflanzen spriessen fleissig neue Blätter. Jeden Tag sehen wir mehr Menschen auf den Strassen. Der Frühling kommt, trotz allem. Wie glücklich würde es uns machen, ihn mit unseren Lieben geniessen zu können.

Die meisten meiner Freunde haben sich in den Westen der Ukraine zurückgezogen. Sie vermissen Kiew, getrauen sich aber nicht zurückzukehren. Mir scheint, dass die Angst mit der Distanz wächst: Je weiter weg die Menschen sich befinden, umso panischer sind sie.





Nachbarn freuen sich über Unterstützung.



Lichtspiele.

Kiew hat sich in den letzten Wochen sehr verändert. Überall sehe ich Details, Häuser und Szenen, die ich festhalten möchte. Verlassene Autos, Barrikaden oder beeindruckende Gebäude, die ich vorher nicht wahrgenommen habe. Leider ist es riskant, nur schon mit dem Handy Bilder zu machen. Für mich als Fotograf ist es ungewohnt, derart eingeschränkt zu sein.

Und für mich als Fotograf mit Papieren aus Luhansk ist es vielleicht sogar gefährlich. Die Polizei ist sehr präsent, und auch die Verteidigungskräfte kontrollieren die Passanten. Bislang hatten wir Glück: Zweimal wurden wir angehalten, dabei hatten wir es mit vernünftigen und gut ausgebildeten Beamten zu tun. Aber es sind wohl nicht alle so, und beim Anblick eines russischen Dokuments werden schnell voreilige Schlüsse oder gar Konsequenzen gezogen. Ich habe von jemandem gehört, der wegen eines russischen Passes Ärger bekommen hat. Dieses Risiko besteht also und nimmt wohl eher zu, da im Moment wieder vermehrt von Saboteuren berichtet wird.



Verborgene Details.



Für einmal vor der Kamera statt dahinter.

«Es geht uns gut, und wir haben genug zu essen», sagt mein Grossvater, als es ihm gelingt, mich anzurufen: «Man lässt uns bis jetzt in Ruhe.» In der zweiten Kriegswoche wurde das Dorf im Bezirk Luhansk, wo meine Grosseltern wohnen und wo auch ich herkomme, von Russland besetzt. Vor ein paar Tagen wurde das Mobilfunknetz abgeschaltet. Ukrainische SIM-Karten funktionieren nicht mehr, und der Kontakt zu meinen Grosseltern brach damit ab.

Ich bin sehr erleichtert, als ich seine Stimme höre. Er ruft mich vom Festnetz seines Nachbarn an und hält sich deshalb kurz. «Wie geht es dir und deiner Schwester?», will er noch wissen und weist unser Angebot zurück, Geld zu überweisen: Die Automaten funktionieren nicht. Wir hängen auf, und es macht mich traurig, nicht zu wissen, wann ich wieder von ihm hören werde oder ob wir uns jemals wiedersehen.

Meine Schwester arbeitete bis Ende 2021 als Violinistin am Orchester in Charkiw, dort wohnt sie normalerweise auch. Für ein befristetes Engagement hat sie im Dezember Charkiw verlassen und befand sich im Ausland, als der Krieg losging. Zum Glück! Aber jetzt läuft der Vertrag aus. Abgesehen davon, dass sie im Moment natürlich nicht zurückkehren will oder kann, weiss sie auch nicht, ob sie noch ein Zuhause hat. Sie macht sich Sorgen, auch bei ihr scheinen sie mit der Distanz grösser zu werden. Mit der Hilfe von Freunden und Bekannten ist es mir gelungen, ihr ein paar Möglichkeiten aufzuzeigen. Ich hoffe, eine davon klappt und sie kann irgendwo in Europa arbeiten, bis dieser Albtraum vorbei ist.



---

### Zum Fotografen

Lesha Berezovskiy arbeitet als freier Fotograf in Kiew. Er ist 1991 im ostukrainischen Bezirk Luhansk geboren. Als dort 2014 der Krieg ausbricht, zieht er in die Hauptstadt, wo er heute mit seiner Frau Agata lebt.





Lichtspiel in der Küche.

Leben in Trümmern

# Erinnerungen

In den letzten Tagen haben Fotograf Lesha und seine Frau Agata viele Geschichten gehört. Schöne Geschichten, traurige Geschichten. Von furchtlosen Nachbarinnen, Schauspielern und einer Dame mit einem sehr bestimmten Geschmack.

Von Lesha Berezovskiy (Text und Bilder) und [Oliver Fuchs](#) (Übersetzung), 29.03.2022

Die vergangene Woche hat uns mental ziemlich mitgenommen. Wir haben keine gesundheitlichen Probleme, es gibt genug zu essen, aber ein Monat Krieg zehrt an der Kraft. Es war hart, aktiv und kommunikativ zu bleiben. An manchen Tagen fühlten wir uns einfach zu erschöpft dafür.

Wir fragen einander: Wann wird das alles aufhören? Werden wir jemals wieder die alten Probleme haben? Probleme wie: Wo sollen wir heute Abend essen? Wie schaffen wir es früher aus dem Bett, damit wir auf eine Biketour gehen können? Oder: Sollen wir heute Abend ausgehen oder besser morgen Sonntag früh raus in die Natur?

In den letzten Tagen haben wir es geschafft, bis zu 20 Familien und Einzelpersonen mit Essen zu versorgen. Und wir konnten fast alle benötigten Medikamente auftreiben. Sogar für die Diabetikerinnen, was ziemlich schwierig war. Aber alle diese Begegnungen mit betagten und einsamen Menschen hinterlassen Spuren in dir. Jedes Mal, wenn du jemandem geholfen hast, fühlst du dich gut, aber gleichzeitig auch erschöpft von all den Geschichten, die sie dir erzählt haben. Ich kann mir nicht vorstellen, wie hart es sein muss, als Sozialarbeiter zu arbeiten.



Man schützt sich, so gut es geht.



Begehrte Medikamente.



Schattenspiele.

Natürlich sind manche dieser Erfahrungen auch schön und inspirierend. Zum Beispiel jene mit unserer 91-jährigen Nachbarin Madinat (von der ich auch schon erzählt habe). Sie besucht uns ziemlich oft. Sie hat 17 Jahre lang selber für einen sozialen Dienst gearbeitet. Ihr jetziger Betreuer steckt aber in einem Stadtteil auf der anderen Seite des Dnipro fest, darum kommt nun jemand anderes bei ihr vorbei. Jemand, der sie nicht kennt.

Madinat bittet nämlich immer nach exakt derselben Sorte Äpfel, derselben Sorte Nudeln und so weiter. Bei uns hat sie Blaubeeren bestellt. Die seien gut für ihre Gesundheit, sagt sie. «Ich bin 91 Jahre alt», erklärte sie mir, «ich weiss doch, was ich will und was ich essen kann. Warum können sie mir nicht einfach genau das bringen, wonach ich sie bitte?» Wenn der soziale Dienst nicht genau das findet, was sie bestellt hat, dann bringen sie ihr Alternativen vorbei. Aber die mag sie nicht, und darum bringt sie die dann zu uns.



Sirenen und Bomben? Diese Bewohnerin bleibt gelassen.

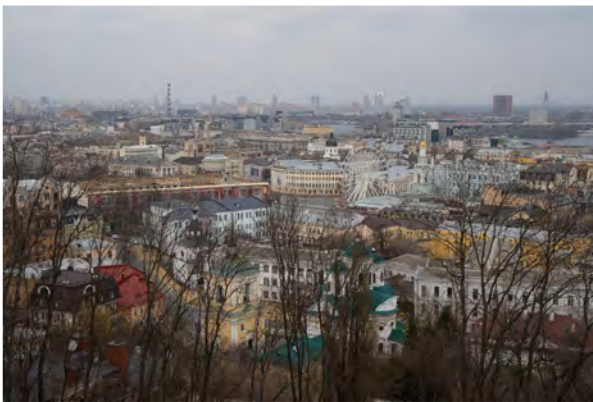
Madinat brachte uns also Nudeln, Tee, Kondensmilch und Marmelade. Die Marmelade mochten wir. (Es war Erdbeermarmelade – Madinat isst nur Himbeere.) Den Rest haben wir an eine andere bedürftige Frau abgegeben, die uns dafür zum Tee eingeladen hat. Die Sirenen und die Bomben scheinen sie überhaupt nicht zu kümmern. Und das, obwohl sie im obersten Stock ihres Wohnblocks lebt. Ich denke, sie ist sich ziemlich sicher, dass Kiew verschont bleiben wird. Sie scheint überhaupt keine Angst zu haben. Ich denke, wir sollten uns alle ein Beispiel an ihr nehmen.

Ein anderes schönes Treffen war am Sonntag. Wir kamen in Kontakt mit einem alten Mann, der Essen brauchte. Beim Besuch stellte er sich als der bekannte Schauspieler Stanislav Stankevich heraus, 93 Jahre alt und geistig noch völlig klar. Er lebt allein, kocht selbst und braucht keine Brille. 70 Jahre lang stand er im Iwan-Franko-Dramentheater auf der Bühne. Noch bis ins vergangene Jahr hatte er dort Auftritte.





Stanislaw Stankevich ist 93 und erzählt Lesh aus seinem Leben als Schauspieler.



Kiew im Frühling ...



... die Menschen trauen sich hinaus.

Er erzählte uns aus seiner Karriere und zeigte uns Fotos. Er schien sehr glücklich über unseren Besuch. Danach hat er mich angerufen. «Was hast du für ein Telefon?», hat er mich gefragt. «Hat es Internet?» Dort könne ich nach Informationen über ihn und seine Karriere suchen: «Vielleicht findest du einige meiner Filme.» Ich sagte ihm, das würde ich auf jeden Fall tun – und ich fragte ihn, was sein Lieblingsfilm sei. «Kotschubej», sagte er.

Was uns auch guttut, ist, wenn wir unsere Freunde treffen. Ganz besonders dann, wenn es keine geplante Begegnung ist, sondern wir uns einfach auf der Strasse in die Arme laufen. Das sind die kostbarsten aller Momente, denn derzeit sind nicht viele meiner Freunde in der Stadt.

Im normalen Leben laufen wir einander tagsüber ständig über den Weg. Wir leben und arbeiten in denselben Nachbarschaften, gehen an dieselben Orte. Aber jetzt fühlen sich diese Begegnungen wertvoller an, weil sie dich

für eine Sekunde den Krieg vergessen lassen. Vergangene Woche taten wir das oft. Es fühlt sich an, als würde in der Stadt das Leben wieder erwachen. Und wir sind glücklich darüber.



---

### Zum Fotografen

Lesha Berezovskiy arbeitet als freier Fotograf in Kiew. Er ist 1991 im ostukrainischen Bezirk Luhansk geboren. Als dort 2014 der Krieg ausbricht, zieht er in die Hauptstadt, wo er heute mit seiner Frau Agata lebt.